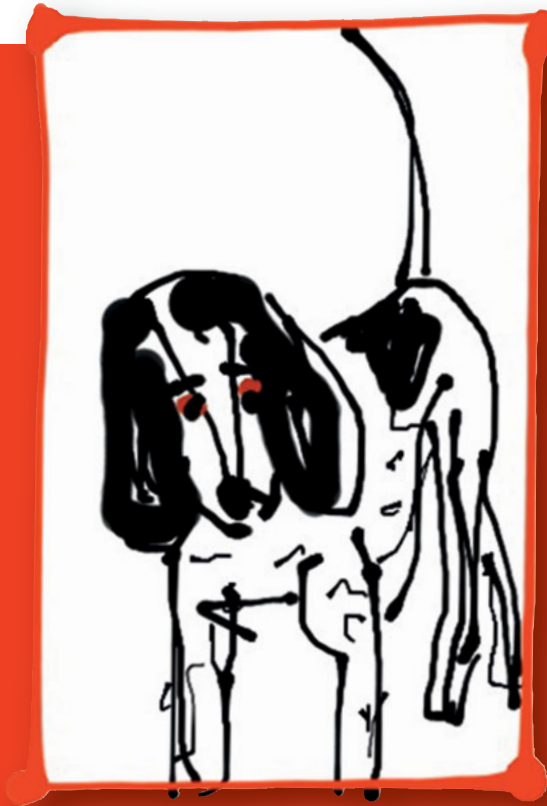


Meret Fehlmann, Margot Michel, Rebecca Niederhauser (Hrsg.)

Tierisch!

Das Tier und die Wissenschaft

Ein Streifzug durch die Disziplinen



Tierisch!
Das Tier und die
Wissenschaft

Meret Fehlmann, Margot Michel, Rebecca Niederhauser (Hrsg.)

Tierisch!

Das Tier und die Wissenschaft

**Ein Streifzug
durch die Disziplinen**

v/d/f

vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Interdisziplinäre Vortragsreihe der Eidgenössischen Technischen
Hochschule Zürich und der Universität Zürich

Frühjahrssemester 2014

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Reihe Zürcher Hochschulforum, Bd. 55
© 2016
vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Coverabbildung: © Zeichnung von Felix Fehlmann

Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ausserhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt
besonders für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-7281-3596-4 Printausgabe
ISBN 978-3-7281-3597-1 E-Book
Doi 10.3218/3597-1
www.vdf.ethz.ch
verlag@vdf.ethz.ch

Inhaltsverzeichnis

- 7 Vorwort
- 9 Einleitung
- HANS-JOHANN GLOCK
- 13 Wann ist ein Tier ein Tier? Zum Tierbegriff in Philosophie
und Biologie
- MARTA MANSER
- 23 Wann ist ein Tier ein Tier? Oder: Ist der Mensch besonders?
- BARBARA KLEIN
- 33 Zwischen Natur und Technik – Künstliche Tiere
*Können künstliche Tiere zur Lebensqualität in der Altenhilfe
beitragen?*
- HERWIG GRIMM
- 43 Tiere. Lebendiger Rohstoff?
*Zur Rekonstruktion der Verdinglichung als moralisch
problematische Haltung*
- MARKUS WILD
- 59 Warum es besser ist, kein Fleisch zu essen
*Moralische Urteile, Überlegungsgleichgewicht
und Willensschwäche*
- REBECCA NIEDERHAUSER
- 73 «Gemütliche Abende, Vorlesungen und Diskussionen»
*Friedrich Fellenberg-Egli und die Vegetarische Gesellschaft
Zürich um 1900*

	GIERI BOLLIGER UND MICHELLE RICHNER
83	Tiere schützen – Rechtliche Entwicklungen
	HANNO WÜRBEL
97	Tierversuch und Irrtum
	PETRA MAYR
107	Tierleid versus Menschenleid? <i>Ein ethischer Versuch über Tierversuche</i>
	CAROLA OTTERSTEDT
117	Vom Tier über die Beziehung zur Behandlung <i>Der Einsatz von Tieren im therapeutischen Kontext</i>
	CHRISTOPH AMMANN
127	Tiere als Nächste und Mitgeschöpf <i>Zum Ansatz einer Tierethik aus evangelischer Perspektive</i>
	RAINER HAGENCORD
137	Wenn sich Tiere in der Theologie tummeln ... <i>Vom Projekt einer Theologischen Zoologie</i>
	ALINE STEINBRECHER UND ROLAND BORGARDS
151	Doggen, Bologneser, Bullenbeisser <i>Hunde in historischen Quellen um 1800 und in Danton's Tod von Georg Büchner</i>
	MIEKE ROSCHER
173	«Tiere, die dem Kaiser gehören» <i>Das Tier als politisches und kulturelles Ordnungszeichen</i>
183	Autorinnen und Autoren

Vorwort

Tiere in den Wissenschaften – diesem Thema nimmt sich der vorliegende Band an. Denn Tiere sind überall: Sie teilen sich mit Menschen natürliche Lebensräume, sie leben eng mit Menschen zusammen, sie werden bewundert und geliebt, aber auch genutzt und gebraucht. In der öffentlichen Diskussion sind Tiere in den letzten Jahren ein sehr präsent Thema. Wie unser tatsächliches, gelebtes Verhältnis zu Tieren ist, aber auch wie wir dieses Verhältnis in Zukunft gestalten wollen und sollen, sind Fragen, die aktuell verhandelt werden. Anlass genug, Tiere auch in den Wissenschaften zum Thema zu machen: Aber auf welche Weise und in welchen Zusammenhängen thematisieren eigentlich verschiedene wissenschaftliche Disziplinen Tiere und welche methodischen Zugänge werden dabei verfolgt?

Im Frühjahrssemester 2014 fand an der Universität Zürich eine öffentliche Ringvorlesung statt mit dem Titel *Tierisch. Das Tier und die Wissenschaft. Ein Streifzug durch die Disziplinen*. Diese Ringvorlesung bildet die Basis für den vorliegenden Band, der viele der gehaltenen Referate in schriftlicher Form enthält. Geplant, getragen und finanziert wurde die Ringvorlesung und die nun vorliegende Publikation im Rahmen der damaligen *Kommission für interdisziplinäre Veranstaltungen* der Universität Zürich und der ETH Zürich (KIV), die am 1. August 2014 von der Kommission *UZH Interdisziplinär* abgelöst wurde. Die Kommission hat den Auftrag, den interdisziplinären Dialog auch im Austausch mit einer breiten Öffentlichkeit zu fördern, indem sie aktuelle Themen aus Wissenschaft und Gesellschaft aus Sicht verschiedener Disziplinen aufgreift.

Dieser Zielsetzung gemäss ist das Spektrum der vertretenen wissenschaftlichen Disziplinen sehr breit und die methodischen Zugänge zur Frage «Tier und Wissenschaft» äusserst vielfältig. Dennoch konnten selbstverständlich nicht alle Facetten ausgeleuchtet werden. Die einzelnen Beiträge werfen des-

halb, ohne Anspruch auf eine umfassende Darstellung, Schlaglichter auf das Auftreten von Tieren in den jeweiligen Disziplinen und laden zum kritischen Weiterdenken und -forschen ein.

Unser Dank geht zuvorderst an alle Referierenden der Vorlesungsreihe und an die Autorinnen und Autoren der Beiträge für ihre Bereitschaft, in diesem breit angelegten Projekt mitzuwirken, ihre jeweilige Perspektive einzubringen und einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Besonders danken wir auch der *Kommission für interdisziplinäre Veranstaltungen* beziehungsweise der Kommission *UZH Interdisziplinär* für die Unterstützung. Dem Präsidenten Prof. Dr. Andreas Thier danken wir dafür, dass er bereits zu Beginn für die notwendige Interdisziplinarität sorgte, indem er Vertreterinnen der Geistes- und Sozialwissenschaften sowie der Rechtswissenschaft für die Konzeption der Reihe und Publikation zusammenbrachte, was sich im Weiteren als sehr fruchtbar erwies. Dr. Deborah Keller danken wir für die professionelle administrative Begleitung der Ringvorlesung. Dem *vdf Hochschulverlag*, im Besonderen Frau Angelika Rodlauer, danken wir für die Unterstützung in der Publikationsphase und beim Lektorat. Und schliesslich bedanken wir uns bei Frau Isabel Wanger für die zuverlässige Hilfe bei der Organisation und Durchführung des Projektes sowie für die Transkription einzelner Beiträge.

Zürich, im Dezember 2015
Die Herausgeberinnen

Einleitung

Wo und wie kommen Tiere in den Wissenschaften vor, auf welche Weise und in welchen Zusammenhängen werden sie thematisiert und welche methodischen Zugänge werden dabei verfolgt? Zeigen sich in den einzelnen Disziplinen neuere Tendenzen, die bisher unbekanntes Forschungsterrain eröffnen? Die Beiträge dieses Bandes zum Thema *Das Tier und die Wissenschaft* sind im Sinne eines Streifzugs durch die Disziplinen auf tierischen Spuren zu verstehen, als ein Schnupperparcours durch verschiedene Wissenschaften und Möglichkeiten, sich dem Thema «Tier» zu nähern. Dabei geht es vor allem auch darum, das Verhältnis von Menschen und Tieren näher zu beleuchten und da und dort auch kritisch zu hinterfragen. Diese Vielfalt spiegelt sich in den Beiträgen des vorliegenden Bandes: Die «gestreiften» Themen reichen von philosophisch-ethischen Reflexionen über das Mensch-Tier-Verhältnis und insbesondere der kritischen Auseinandersetzung mit verschiedenen Nutzungsformen, führen über die Suche nach Tierspuren in literarischen Texten und in der Geschichte über neueste verhaltenswissenschaftliche Beobachtungen und Erkenntnisse, bis hin zur Frage, ob sich das, was Tiere in ihrem Verhältnis zum Menschen ausmacht, künstlich nachbilden lässt oder ob lebendige Tiere doch nicht einfach zu ersetzen sind. Da unser heutiges Mensch-Tier-Verhältnis im westlichen Kulturraum auch ganz massgeblich von der christlichen Denktradition geprägt ist, sollen auch diese Stimmen nicht zu kurz kommen.

Die Gliederung der Beiträge folgt dem thematischen Aufbau der Ringvorlesung. Den Einstieg bildet die Frage **Wann ist ein Tier ein Tier?** Dieser grundsätzlichen Frage zum Tierbegriff und der beinahe unausweichlich daraus folgenden Frage nach der anthropologischen Differenz widmen sich Hans-Johann Glock aus der Perspektive der Philosophie und Marta Manser aus derjenigen der Verhaltensforschung. Wenn Menschen Tiere sind, so fragt sich, was sie allenfalls doch von Tieren unterscheidet und ob diese Unterschiede relevant sind.

Von der Verhaltensbiologie, die sich mit real existierenden Tieren beschäftigt, folgt der Sprung in die Nachbildung von Tieren: **Künstliche Tiere** sind Thema bei Barbara Klein. Hochentwickelte Roboter imitieren nicht nur Stimmen und Bewegungen ihrer lebendigen Vorbilder, sondern sollen durch selbstständige Bewegungen Emotionen hervorrufen und dem menschlichen Gegenüber so den Eindruck einer sozialen Interaktion vermitteln. Eine Einsatzmöglichkeit eines solchen Robotertieres ist die Therapie von Menschen mit dementiellen Erkrankungen.

Der Umgang mit Tieren in der Nahrungsmittelproduktion ist ein oft diskutiertes Thema in den Medien und auch zentrales Gebiet der Tierethik. Zum Thema **Wirtschaftsfaktor Tier** beschäftigt sich der Ethiker und diplomierte Landwirt Herwig Grimm mit dem Problem der Verdinglichung von Tieren in modernen Produktionsprozessen. Am Beispiel des Umgangs mit männlichen Küken von Legehennen, die für die Eierproduktion unbrauchbar sind, analysiert er, weshalb die Verdinglichung von Tieren und ihre Degradierung zu einem «lebendigen Rohstoff» als moralisch problematisch empfunden werden.

Im Anschluss an das Schlaglicht auf Tiere im Prozess der Nahrungsmittelproduktion gehen zwei Beiträge dem Thema **Tiere gebrauchen – Tiere essen** nach. Markus Wild befasst sich aus philosophischer Perspektive mit der Frage, weshalb es besser ist, kein Fleisch zu essen. Er unternimmt dabei das Unterfangen, dieses Ergebnis nicht allein aufgrund von rationalen, ethisch abstrakten Prinzipien herzuleiten, sondern in den multi-perspektivischen Ansatz des Überlegungsgleichgewichts und in die Psychologie der moralischen Urteilsfindung einzubetten. Rebecca Niederhauser nähert sich dem Thema aus kulturwissenschaftlicher und historischer Perspektive und fokussiert auf die Lebensreformbewegung um 1900, die den Vegetarismus propagierte und so dem Ernährungsdiskurs, der das Fleisch ins Zentrum stellte, etwas entgegenstellen wollte.

Gieri Bolliger und Michelle Richner beschäftigen sich in ihrem gemeinsamen juristischen Beitrag unter dem Titel **Tiere schützen – Rechtliche Entwicklungen** mit der Stellung von Tieren im schweizerischen Tierschutzrecht. Sie machen Halt bei den wichtigsten Stationen der Tierschutzrechtsgeschichte, bevor sie das gegenwärtige Recht aus kritischer Perspektive unter die Lupe nehmen.

Unter unterschiedlichen Vorzeichen gehen zwei Beiträge auf die Problematik **Tiere gebrauchen – mit Tieren forschen** ein. Hanno Würbel befasst sich aus biologischer Perspektive mit Tierversuchen, ihrer Nützlichkeit und Übertragbarkeit auf den Menschen. Er geht dabei sehr differenziert vor und

legt einen besonderen Schwerpunkt auf die Fragen der Mängel in der Tierversuchspraxis und möglichen Lösungsvorschlägen. Petra Mayr wirft aus tierethischer Perspektive ganz grundsätzlich die Frage auf, ob Tierleid gegen Menschenleid abgewogen werden kann und darf, unterscheidet also die ethische Frage, ob Tierversuche überhaupt zulässig sind, von der empirisch-naturwissenschaftlichen Frage, ob sie zu verwertbaren Erkenntnissen führen. Sie zeigt auf, dass der menschliche Umgang mit Tieren in höchstem Masse ambivalent und widersprüchlich ist, was sich auch in den gesetzlichen Grundlagen widerspiegelt.

In der Sektion **Patienten und Therapeuten. Tiere behandeln und mit Tieren behandeln** stellt Carola Otterstedt die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen der tiergestützten Intervention vor. Besonders betont sie die Wahrnehmung des Tieres als Individuum mit eigenen Bedürfnissen und Grenzen und mit einer ganz individuellen Art, in Beziehung und Kommunikation zu treten.

Unter dem Titel **Wenn sich Tiere in der Theologie tummeln** beleuchten zwei Beiträge das Mensch-Tier-Verhältnis aus theologischer Warte und hinterfragen dabei auch tradierte Selbstverständlichkeiten. Christoph Ammann geht der Frage nach, welche spezifische Perspektive die theologische Ethik in die tierethische Debatte einzubringen vermag. Hinter dem Begriff der «Mitgeschöpflichkeit» erkennt er die normative und zugleich beschreibende Verortung der Tiere in einem Horizont des staunenden Akzeptierens aller lebenden Wesen im Bewusstsein der eigenen Kreatürlichkeit und Vulnerabilität. Rainer Hagen cord entwirft ein Porträt der theologischen Zoologie, deren dringlichste Aufgabe die Naturzugehörigkeit des Menschen zu betonen und zu lehren sei. Er kritisiert, dass das Tier in der traditionellen Theologie nur ein Randthema ist, obwohl die Exegese der heiligen Schrift verdeutliche, dass Gott ein Liebhaber des tierischen und menschlichen Lebens sei.

Der von Aline Steinbrecher und Roland Borgards gemeinsam aus historischer und literaturwissenschaftlicher Perspektive verfasste Beitrag zu **Tieren im Text** macht sich auf die Spurensuche nach Hunden in Texten des frühen 19. Jahrhunderts und wird fündig: In Polizeiverordnungen und Ratsbeschlüssen sowie in Vermisstenanzeigen finden sich Hinweise auf das gewünschte und reale Zusammenleben von Menschen und Hunden. Und auch in Büchners Text *Dantons Tod* spielen Hunde eine Rolle: Sie fungieren als Lebewesen, aber auch als Bedeutungsträger und Metaphern.

Den tierischen Streifzug beschliesst Mieke Roscher mit **Anmerkungen zur Mensch-Tier-Beziehung** aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Sicht. Am

Beispiel von Jorge Borges fiktiver chinesischer Enzyklopädie, mit der Michel Foucault sein Werk *Die Ordnung der Dinge* beginnt, hinterfragt sie ethno-anthropozentrische Ordnungen und ihr jeweiliges kulturelles Zeichensystem. So gelingt es ihr, tierische Ordnungszeichen alternativ zu lesen und ein Denken in anderen Ordnungen zu entwerfen.

Hans-Johann Glock

Wann ist ein Tier ein Tier? Zum Tierbegriff in Philosophie und Biologie

Die offizielle Ausgangsfrage lautet: «Wann ist ein Tier ein Tier?» Ich verstehe sie als die Frage: «Ist der Mensch ein Tier?» Denn ich leide an Logozentrismus, und daher gibt es für mich auf die erste Frage nur eine Antwort: *immer!* Denn es gilt: Für alle x (wenn x ein Tier ist, dann ist x ein Tier). Diese Tautologie wird jedoch die Wenigsten von Ihnen brennend interessieren. Also verstehe ich die Frage wie folgt: *Ist der Mensch überhaupt ein Tier?* Und, falls ja, ist der Mensch ein Tier der *ganz besonderen Art*? Gibt es also das, was man heutzutage eine *Mensch-Tier-* oder *anthropologische Differenz* nennt? Meine Antwort lautet wie folgt. Sofern es überhaupt eine solche Differenz gibt, so verhält sie sich zu dem, was in der Tradition darunter verstanden wurde ungefähr so, wie *Coca Cola light* zu *Coca Cola*; es gibt eine anthropologische Differenz also lediglich in einer *abgeschwächten* Variante. Aber diese schwächere Art von Differenz scheint mir das Einzige zu sein, was wir erhoffen können – oder auch befürchten.

Ist der Mensch ein Tier?

Eine sprachliche Vorabklärung: Im gegenwärtigen Deutschen operieren wir zumeist mit dem Kontrast Mensch *versus* Tier. Bemerkenswert ist Folgendes. Wir tun dies nicht nur in der Umgangssprache, beispielsweise wenn wir sagen: «Benimm dich nicht wie ein Tier!» Sondern wir treffen diese Unterscheidung auch in den Wissenschaften und in der Rechtsprechung. Wir sprechen von *Tierschutz*, von *Tierpsychologie*, von *Tierethik*. Es scheint also, dass zumin-

dest im Deutschen ein Unterschied gemacht wird. Mensch *versus* Tier, nicht der Mensch *als* Tier. Das liegt aber unter anderem daran, dass uns im gegenwärtigen Deutschen bestimmte sprachliche Optionen fehlen, die es in anderen Sprachen durchaus gibt:

Latein: Animal – bestia – brutum

Französisch: Animal – bête – brute

Englisch: Animal – beast – brute.

In allen drei Sprachen ist es so, dass niemand zögern würde, den Menschen als *animal* zu bezeichnen. Im Englischen ist die klassische Kontrastierung nicht *man vs. animal*, sondern *man vs. beast*. *Beast* bezeichnet *nicht menschliche* Tiere. Das gilt auch für *brute*, aber dieses Wort drückt noch stärker als *beast* die *negativen Konnotationen* aus, das Irrationale und angeblich Mangelhafte dieser nicht menschlichen Tiere. Sowohl *beast* als auch *brute* werden auf Menschen nur im übertragenen Sinne angewandt, mit negativer Stossrichtung. Im Deutschen kommt dem noch am ehesten der Gegensatz zwischen *Tier* und *Vieh* nahe, wobei *Vieh* in dieser Gebrauchsweise ein dummes Tier bezeichnet. In dieser Verwendung ist der Ausdruck das, was Linguisten *markiert* nennen, das heisst eingeschränkt; ausserdem ist er eher altertümlich.

Aber es ist nicht so, dass wir im Deutschen deswegen darauf angewiesen wären, zu sagen, dass die Menschen keine Tiere seien. Denn wir verwenden den Ausdruck «Tier» durchaus auch in einem *weiten* Sinn, so, dass er den Menschen miteinschliesst. Man könnte allerdings, wenn wir uns der lateinisch-französisch-englischen Nomenklatur bedienen, sagen: Der Mensch ist ein *animal*, aber kein *Tier*. Aber das scheint mir ein bisschen gekünstelt zu sein; denn wir kennen ja durchaus auch die Verwendung von *Tier*, die der Verwendung von *animal* entspricht, und zwar nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch in der Umgangssprache. Gemäss dieser Verwendungsweise, die eben auch in der Umgangssprache existiert, sind Tiere eine Klasse von Lebewesen, und der Mensch wird zu dieser Klasse von Lebewesen gezählt.

Um uns das ein bisschen klarer zu machen, verschieben wir unseren Blickpunkt von der Umgangssprache auf die Wissenschaften und beginnen bei Aristoteles. Für ihn ist die Sache ganz klar. Er entwirft, zum Beispiel in *De Anima*, ein hierarchisches Modell des Lebendigen. Alle Lebewesen besitzen eine *psychê*, was man wohl am besten mit *Lebensprinzip* übersetzt. Diese *psychê* tritt in verschiedenen Varianten auf. Pflanzen verfügen über eine vegetative *psychê*; das heisst, sie haben das Vermögen zu Wachstum, Ernährung und Reproduktion. Tiere verfügen zusätzlich über eine sensitive *psychê*; das

heisst, sie verfügen über Wahrnehmung und Bewegung. Menschen verfügen zusätzlich zu diesen beiden über eine rationale oder vernünftige *psychê*. Sie können denken und vernünftig *wollen*, das heisst Entscheidungen auf der Grundlage von praktischen Überlegungen fällen.¹

Entscheidend hierbei ist, dass Menschen *auch* über die Art von Fähigkeiten verfügen, die Pflanzen und Tiere besitzen. Menschen sind *Lebewesen*, weil sie wie Pflanzen und Tiere die Vermögen zu Wachstum, Ernährung und Reproduktion besitzen. Und aus einem parallelen Grund folgt für Aristoteles, dass Menschen *Tiere* sind. Sie haben die Vermögen, die Tieren zukommen; sie unterscheiden sich von Pflanzen durch den Besitz der Fähigkeit zur Wahrnehmung und Bewegung; sie unterscheiden sich aber auch zusätzlich von anderen Tieren durch den Besitz der Vernunft. Für Aristoteles ist klar: Der Mensch ist ein Tier («zoon»),² allerdings ein Tier ganz spezieller Art. Deswegen die berühmten Definitionen des Menschen einerseits als einem vernünftigen Lebewesen bzw. Tier («zoon logikon» oder «zoon logon echon»), andererseits als von Natur aus sozialem Lebewesen bzw. Tier («zoon politikon»).³

Wie steht es nun mit der zeitgenössischen Biologie? Was sind denn nun Tiere? Tiere sind – nach der biologischen Auffassung – Lebewesen, mit den folgenden Merkmalen:

1. Sie sind eukaryotisch, besitzen also einen Zellkern – im Gegensatz zu Bakterien.
2. Sie sind heterotroph, gewinnen Energie durch die Aufnahme bereits vorhandener Stoffe – im Gegensatz zu Pflanzen (inklusive Algen).
3. Sie haben keine Zellwände – im Gegensatz zu Pilzen.

Im Übrigen ist es nach der modernen Taxonomie ausgesprochen schwierig, uns von den Pilzen zu unterscheiden. (Wie manche Pilze, so sind zum Beispiel auch einige unserer Artgenossen ausgesprochen giftig!)

Wir Menschen erfüllen alle diese Bedingungen. Und deswegen gehört der Mensch, also die Spezies *Homo Sapiens Sapiens*, klarer Weise zu den Tieren. Diese Einteilung wird noch bestärkt, wenn wir uns evolutionären Taxonomien zuwenden; also Taxonomien, die auf die Abstammungsgeschichte Bezug nehmen. Dann ist klar, dass wir mit den Tieren gemeinsame Vorfahren haben, die auch Tiere waren.

Eigentlich besteht hier ein Konsens zwischen Philosophie und Biologie. Denn auch in der Philosophie herrscht überwiegend die Meinung, dass der Mensch ein Tier ist. Es gibt allerdings auch Dissidenten wie Peter Janich. Er gesteht zwar dem Darwinismus zu, dass alle heutigen Tiere und alle heu-

tigen Menschen von denselben Individuen abstammen. Zugleich behauptet er aber, dass diese Individuen nach «heutiger Mensch-Tier-Unterscheidung» weder Menschen noch Tiere gewesen seien, sondern «Tier-Ähnliche». ⁴ Aber für «nach heutiger Mensch-Tier-Unterscheidung» muss man lesen: «der Meinung Janichs zufolge». Denn es gibt keine etablierte umgangssprachliche Verwendung von «Tier-Ähnlich», geschweige denn eine, wonach zum Beispiel Dinosaurier keine Tiere waren, sondern «Tier-Ähnliche». Und vom Standpunkt der heutigen Wissenschaft aus ist diese Behauptung schlichtweg absurd. Auch diejenigen Reptilien, von denen alle jetzt lebenden menschlichen und nicht menschlichen Säugetiere abstammen, erfüllten die oben aufgeführten Bedingungen dafür, ein Tier zu sein; und zwar in gleichem Masse, wie ihre heutigen Nachfahren. Leider beantworten bestimmte Intellektuelle die Frage, ob Menschen Tiere sind, nicht auf der Grundlage von empirischen Daten und begrifflichen Reflektionen, wie es dem Thema angemessen wäre. Vielmehr denken sie, dass es bei der Beantwortung darum gehen müsse, das Abendland vor dem vermeintlichen Untergang zu bewahren. Janich gehört zu denjenigen, die glauben, dass jede Angleichung von Mensch und Tier, wie wissenschaftlich fundiert und qualifiziert sie auch sein mag, die zivilisatorischen und moralischen Werte und Errungenschaften unserer Kultur bedrohe. Meines Erachtens jedoch werden diese Werte und Errungenschaften eher von un- und anti-wissenschaftlichen Ideologien jeglicher Art bedroht. Zu Letzteren gehören szientistische Ideologien, gegen die Janich vehement zu Felde zieht, aber eben auch anthropozentrische Ideologien, die unter dem Deckmantel des Humanismus auftreten.

Sind Menschen Tiere besonderer Art?

Menschen sind demnach Tiere. Sind sie Tiere einer ganz besonderen Art? Das ist eine Frage, die von alters her die Anthropologie umtreibt. Es gibt zwei zentrale Themen in der Anthropologie.

Das erste Thema lautet: Gibt es so etwas wie anthropologische *Konstanten* oder *Universalien*, also Eigenschaften, die alle *normalen* Menschen teilen, unabhängig von ihren individuellen Besonderheiten, unabhängig von der Gesellschaft, in der sie aufgewachsen sind, und unabhängig von der Epoche, in der sie leben?

Das zweite Thema ist uns bereits begegnet. Gibt es eine Mensch-Tier-beziehungsweise eine anthropologische Differenz? Gibt es Eigenschaften, die

nur bei Menschen vorkommen, beziehungsweise vorkommen können, aber bei keinen nicht menschlichen Tieren?

Diese zwei Fragen hängen in gewisser Weise zusammen. Wenn man beide beantworten könnte, hätte man eine *Definition* des Menschen. Das Hauptaugenmerk liegt hier jedoch auf der zweiten Frage. Bevor wir die Frage beantworten, ob der Mensch ein ganz besonderes Tier ist, müssen wir feststellen: Es ist nichts besonderes, etwas Besonderes zu sein! Ich sage das allerdings in diesem Rahmen nur zögerlich, weil es einem gewissen helvetischen Selbstverständnis widerspricht. Aber es stimmt. *Jede* biologische Art unterscheidet sich durch irgendein Merkmal von allen anderen Arten. Es gibt dafür einen *empirischen* Grund: Artenbildung erfolgt durch Spezialisierung; das heisst, verschiedene Arten nutzen unterschiedliche, ihnen ökologisch geeignete Nischen. Der evolutionäre Stammbaum verzweigt sich. Es kann sein, dass es daneben auch noch einen *begrifflichen* Grund gibt: Manchen biologischen Taxonomien zufolge umfasst eine biologische Art alle und nur diejenigen Lebewesen mit bestimmten charakteristischen Merkmalen. Dann können zwei Arten nicht alle diese bestimmten charakteristischen Merkmale gemein haben. Jedenfalls ist es nichts besonderes, besonders zu sein. Wir sind besonders, Katzen sind besonders, jede Bakterienart ist besonders. Die Frage ist nur: Wie besonders soll es denn sein? Wir haben schon gesehen, dass es zumindest *eine* anthropologische Universalie gibt, nämlich: Alle Menschen sind biologisch betrachtet Tiere. Es fällt aber auch nicht schwer, Eigenschaften aufzuzählen, die Menschen eignen, die jedoch keinem nicht menschlichen Tier eignen. Wie der grosse Lorient bemerkt hat: «Der Mensch ist das einzige Wesen, das im Fliegen eine warme Mahlzeit zu sich nehmen kann.» Wenn wir nach einer anthropologischen Differenz suchen, wird es sich jedoch wahrscheinlich nicht um diese Art von Eigenschaft handeln. Von denen gibt es jede Menge. Nur Menschen führen Religionskriege. Nur Menschen betreiben Sport. Nur Menschen tragen Schuhe mit hohen Hacken. Nur Menschen rauchen. Und so weiter.

Aber wenn wir eine anthropologische Differenz suchen, suchen wir eine Differenz der besonderen Art. Es soll eine Eigenschaft des *Homo sapiens* sein, die ihn nicht nur quantitativ, sondern auch *qualitativ* und *kategorial* von allen anderen Tieren unterscheidet; eine Eigenschaft, die wichtig ist, vor allem für unser Selbstverständnis – zum Beispiel weil sie uns als besonders wertvoll oder besonders schützenswert darstellt. Zudem soll diese Eigenschaft *fundamental* sein. Das heisst, dass sich aus dieser Eigenschaft alle anderen besonderen Merkmale des Menschen ableiten beziehungsweise erklären lassen. Und genau da hapert es bei Lorient's Vorschlag. Denn die Fähigkeit, im

Flug eine warme Mahlzeit zu sich zu nehmen, leitet sich von unserer Fähigkeit zur Technologie ab.

Es gibt jede Menge Vorschläge, worin dieser Unterschied bestehen könnte. Unsterbliche Seele, Moral, Vernunft, Selbstbewusstsein, Humor, Sinn für Vergangenheit und Zukunft. Sie alle sind umstritten. An dieser Stelle sei nur ein Beispiel genannt: Von alters her gab es die Idee, nur Menschen würden Werkzeuge gebrauchen oder jedenfalls herstellen. Jane Goodall beobachtete jedoch 1961, wie ein Schimpanse einen Zweig abbrach und ihn so herrichtete, dass sich damit Termiten aus einem Hügel fischen liessen. Als sie ihrem damaligen Mentor Louis Leakey diese Beobachtung mitteilte, reagierte er mit den Worten: «Now we must redefine 'tool', redefine 'man', or accept chimpanzees as humans.»⁵ Alle drei Optionen werden verfolgt. Ich mache mich für die zweite Option stark. Aber das ist gar nicht so einfach. Wie sollen wir jetzt *man* umdefinieren und zugleich an der Idee einer anthropologischen Differenz festhalten? Diese Idee scheint ja vorauszusetzen, dass es eine Essenz des Menschen gibt. Sie beinhaltet, dass es notwendige und hinreichende Bedingungen dafür gibt, dass ein Lebewesen ein Mensch ist; also Eigenschaften, die allen und nur Menschen zukommen. Das wäre ein Wesen oder eine Natur des Menschen, und ob es das überhaupt gibt, ist heiss umstritten. Diese essentialistische Vorstellung ist vor allem im letzten Jahrhundert durch gewichtige Argumente angefochten worden, und zwar sowohl in der Philosophie als auch in den Biowissenschaften im Gefolge des Darwinismus. Der Darwinismus stellt eine Herausforderung für die Idee dar, dass es so etwas wie ein Wesen der Art *Homo sapiens* gibt. Es geht hier wohlgerne nicht um einen anspruchsvollen, moralisch rechtlichen Begriff wie den Begriff der *Person*. Dieser Begriff ist nicht biologisch. Es geht hier um das Wesen des *Menschen*. Und das ist zunächst mal ein biologischer Begriff. Und damit geht es also um die biologische Art *Homo sapiens*. Das Wesen oder die Natur einer Art A ist eine Menge von Eigenschaften, die für immer und ewig, allen und nur denjenigen Individuen zukommen, die zu dieser Art A gehören. Und es sollen Eigenschaften sein, ohne die etwas kein Mitglied dieser Art sein könnte. So, wie niemand ein Mitglied der Klasse «Junggeselle» sein kann, wenn dieses Lebewesen nicht sowohl männlich als auch unverheiratet ist. Der Darwinismus stellt diese Idee für biologische Arten infrage. Denn biologische Arten sind keine *festgelegten* Klassen mit ein für alle mal bestimmten definierenden Merkmalen, sondern sie sind *evolutionären Veränderungen* unterworfen. Die ersten Individuen, die auf der Abstammungslinie sind, die uns von allen anderen bestehenden Arten trennt, die waren sehr, sehr haarig. Sie haben

sich von den ersten Exemplaren der Linie, die zu den heutigen Schimpansen führt, kaum unterschieden. Von uns modernen Menschen haben sie sich jedoch ganz deutlich unterschieden. Und unsere Nachfahren werden sich auch von uns sicherlich in einigen Eigenschaften unterscheiden. Der Versuch, hier ein Wesen oder eine Art des *Homo sapiens* zu finden, scheint problematisch.

Nun kann man sagen: Das ist die evolutionäre Vorgeschichte, aber was uns eigentlich interessiert, ist die *Gegenwart*. Wir können die Frage nach der anthropologischen Differenz auch auf die jetzt vorhandenen Arten beschränken. Gibt es synchrone Eigenschaften – also Eigenschaften, die nicht die Abstammung betreffen –, welche nur den augenblicklich lebenden Menschen, nicht aber den augenblicklich lebenden (nicht menschlichen) Tieren zukommen? Biologisch betrachtet gibt es zwei Gruppen von Eigenschaften, die dafür infrage kommen: den *Genotyp* (das Erbbild; vor allem die DNA-Sequenz) und den *Phänotyp* (das biologische Erscheinungsbild, das sich nicht nur auf physiologische Attribute erstreckt, sondern auch Verhaltensrepertoire und mentale Fähigkeiten beinhalten kann).

Kann man den Menschen über den Genotyp definieren? Nein! Denn einerseits gibt es genetische Variationen innerhalb des menschlichen Genoms; diese sind zwar sehr viel kleiner als zum Beispiel innerhalb des Genoms der Schimpansen, aber es gibt sie dennoch. Andererseits bestehen Übereinstimmungen zwischen *Homo sapiens* und den Menschenaffen. Wir teilen ungefähr 98 Prozent unserer DNA mit den Schimpansen. Der Genotyp hat also nicht die differenzierende Bedeutung, die ihm oft zugeschrieben wird.

Mit dem Phänotyp wiederum ergibt sich ein Problem, das man aus der angewandten Ethik kennt. Es gibt nämlich *Grenzfälle* – Individuen, welche die angeblich charakteristischen phänotypischen Merkmale menschlicher Lebewesen nicht besitzen. Ob das nun aufgrund von Vererbung oder von Umwelteinflüssen so ist, kann dahingestellt bleiben. Es gibt Menschen, welche die reproduktiven Merkmale nicht besitzen, oder solche, die nicht alle morphologischen Merkmale besitzen und auch solche, die nicht über mentale Merkmale, wie Rationalität und Sprache, verfügen.

Dem Verfechter einer anthropologischen Differenz steht eine erste Replik diese Grenzfälle betreffend zur Verfügung, nämlich der Bezug auf *Potenzialität*. Er könnte sagen: die Grenzfälle besitzen die für den Menschen charakteristischen phänotypischen Merkmale nicht aktual, aber potenziell. Jedoch, in schweren Fällen kann dies nur auf einen kontrafaktischen Konditionalsatz hinauslaufen: Hätte das Individuum ein anderes Genom besessen, und wäre es anderen Umwelteinflüssen ausgesetzt gewesen, dann hätte es den charak-

teristischen menschlichen Phänotyp entwickelt. Wenn das Wörtchen wenn nicht wär ... (oder auf Schwäbisch: *Der wenn und der hätt hänn no nie ebbas ghät!*). In diesem schwachen Sinne besitzen aber auch Nicht-Menschen diese potenziellen Eigenschaften. Mit den Mitteln der modernen Gentechnik liesse sich ein *Überaffe* schaffen, der durch genetische Modifikation ebenfalls diese Eigenschaften aufweist. Die Potenzialität hilft hier also nicht weiter.

Eine zweite Replik zugunsten der Idee der anthropologischen Differenz beruht auf der Idee der Normalität. Die den Menschen auszeichnenden Eigenschaften sind vielleicht nicht jedem Vertreter der biologischen Art *Homo sapiens* eigen, wohl aber allen *normalen Mitgliedern des Homo sapiens*; das heisst denen, die eine normale Entwicklung durchlaufen haben. Hier ergibt sich natürlich das Problem, anzugeben, *was* normal ist, und zwar ohne, dass man kurzsichtig Eigenschaften einer partiellen Gruppe von Menschen verallgemeinert oder für allgemein menschlich erklärt, und ohne, dass man in die Definition dessen, was normal ist, bereits eine bestimmte Überzeugung über die menschlichen Charakteristika einfließen lässt. Als Beispiel für diese zweite Verfehlung:

A: Ich möchte verteidigen, dass alle Menschen rational sind. B: Was ist mit Menschen, die nicht die Fähigkeiten zur Rationalität haben? A: Alle normalen Menschen sind rational. B: Was ist denn normal? A: Bei Menschen, rational zu sein.

Es gibt auch biologisch betrachtet so etwas wie eine *Reaktionsnorm*, also ein Spektrum verschiedener möglicher Entwicklungen eines gegebenen Genotyps auf ein Spektrum von Umwelteinflüssen. Man kann daher von *streng universellen* zu *typischen* Merkmalen übergehen. Also: Unter den statistisch vorherrschenden Bedingungen entwickeln sich statistisch betrachtet Mitglieder des *Homo sapiens* in gewisser Weise, und weisen aufgrund dieser Entwicklung bestimmte Fähigkeiten und Merkmale auf. Das ist allerdings nur ein statistischer Begriff. Der mag für manche biologische Zwecke ausreichen. Ich möchte jedoch noch eine andere Option anbieten für diejenigen, die eine anspruchsvollere Konzeption der menschlichen Natur anstreben. Will man über eine statistische Definition des Menschen hinausgehen und an einer anthropologischen Differenz festhalten, dann muss man die Perspektive wechseln – nicht mehr auf das Individuum fokussieren, sondern auf die Gemeinschaft. Es gibt keine Eigenschaft, die *alle* menschlichen Individuen von *allen* Tieren unterscheidet. Aber es gibt Eigenschaften, die alle mensch-